Seite 14
Worms
in neuem Licht

Seite 6
Lazarus
in weiter Bildung

Seite 16
Felix
in altem Glanz

Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut an der Universität Duisburg-Essen

15. Jahrgang 2012
Heft 3

KALONYMOS

Schattenbilder

Marianne Weinberg

Es gibt viele Menschen,
die sich einbilden,
was sie erfahren, das
verstünden sie auch.
Goethe

Hier steh' ich. Vor mir die Heide. Im Dorf hatte man mir gesagt, ich solle nur grade aus, dann käme der Kanal, und wenn ich dem folgen würde, müsse ich bei der grossen Kreuzung nach links gehen, und dann ... Der Bauer, den ich nach dem Weg gefragt hatte, schwieg, und die andern, die neben ihm standen, schwiegen auch. Und dann? fragte ich, es müsse doch eine Strasse geben, ich könne mich genau erinnern, eine breite Strasse – wie hätte ich mich nicht erinnern können, eine Strasse, die mitten hinein führte. Habe ich damals darüber nachgedacht, was das alles zu bedeuten hatte? Krieg, antwortete man mir auf Fragen, die ich als Siebenjährige gestellt hatte. Das ist der Krieg. Denn irgendwann gab es eine Unterscheidung, die allmählich bewusst wahrgenommen wurde. Etwas, noch weiss man nicht, was es ist, sondert einen von der Umwelt ab, man gehört nicht mehr dazu. Die Frage nach dem Warum ist eine Frage, die man immer stellt, stellen muss. Vielleicht beginnt dort unser Dilemma, dass es sich nicht vermeiden lässt Fragen zu stellen, auf die es keine Antwort gibt, die aber zu unterlassen uns auch nicht vergönnt ist. Es muss in unserer Natur liegen, dass wir dieser Spannung unausgesetzt unterworfen sind.
Es gab einen Geruch von Lysol. Damit war das Brot gewürzt, die Luft, die Sprache: Wir müssen gehen, doch wir sehen uns wieder. Man sagt, man müsse arbeiten, aber wir wollen ja arbeiten.

Ich finde eine Mulde, in die ich mich setzen kann. Wie denn ein Säugling arbeiten kann? Wie die Heide blüht. Die Sonne hat den höchsten Punkt überschritten. Um mich ist alles still. Fassungslos seh' ich mich um. Nichts sehe ich. Nur Heide, Sträucher, am Horizont der Wald. In der gleissenden Sonne zittert die Luft. Ich lege mich hin. Wie wenn ein Grammophon aus Kindertagen plötzlich anfängt zu spielen, höre ich: „Ich liebe nur die Heide, auf der Heide allein kann ich glücklich sein..." Der Bauer hatte plötzlich geschwiegen. Als der Krieg zu Ende war, ging ich den Kanal entlang, und trug ein Bündel mit den letzten Dingen. Vielleicht bekommst du dafür Brot, hatte mir meine Mutter gesagt. Ich bekam heisse Milch, und konnte vor Übelkeit nicht schlucken. Längst verloren geglaubte Bilder tauchen langsam auf, und verdrängen die mich umgebende Landschaft. Stimmen – als ob sie mich rufen – wir sind nicht tot, wir leben. –

Wann hört man auf ein Mensch zu sein. Durch Verordnungen? Trivial ist manchmal unser Denken, denn wir glauben die Welt zu erkennen, indem wir das für wahr halten, was auf der Hand liegt. Und wie ein Vogel picken wir die Krumen, die man uns entgegen hält, und meinen, es seien Körner.

Aus Pappmaché und glänzender, grüner Folie war ein plissiertes Röckchen, das man für mich gemacht hatte. Wer mir das Tanzen beigebracht, weiss ich nicht mehr, aber es war wohl mehr etwas Inneres, das hinaus wollte, als die kunstgerechte Pirouette. Vielleicht versuchte ich durch die Bewegung etwas zu sagen, was sich in Worten nicht ausdrücken lässt.

Ich tanzte für mich allein, für andere, auf einer Bühne, die tagsüber kalt und leer im sogenannten „Grossen Saal" stand. Menschen kamen und gingen. Ständig war alles in Bewegung. Ein unaufhörlicher Strom wälzte sich durchs Lager, und die Vorstellung, dass es ein Leben ausserhalb des Stacheldrahtes gab, war wohl eher abwegig zu nennen.

Es gibt einen Punkt, von wo aus das Leben einen Ansatz hat. Findet man ihn, wird alles konsequent. Inkonsequent sind nur die Gedanken. Weil

sich alles denken lässt. Doch wir sind erzogen worden, dass zwischen Gedanke und Tat ein Unterschied ist. Oder... kommt aus Gedanken die Tat? Sie kommt. Millionenfach kommt sie, die Tat. Man muss nur wissen, alles hat seine Zeit. Geboren werden hat seine Zeit, und sterben hat seine Zeit. Es fragt sich nur, wie man lebt, und wie man stirbt. Denn töten hat auch seine Zeit. Das wusste ich damals noch nicht als Kind. Es fehlte der Begriff der Zeit. Es gab nur eine Zäsur: vor dem Eintritt ins Lager, und danach. Was vorher war, verschmolz zu einem einzigen Sommertag am Meer, mit seinem weissen Strand, das helle Rufen der Kinder, Luft, die erfüllt war von Stimmengewirr, Licht, das sich brach in den Wellen, dass man die Augen schliessen musste, weil man, stand man auf den Dünen und den Sternenhimmel unter sich flimmern sah, geblendet wurde von so viel Helligkeit. Es schien mir damals, dass alles, was unaussprechlich war, sich hinter dem Horizont verbarg, wo Himmel und Meer ununterscheidbar waren.

Auf dem Schulweg kam ich immer an einem kleinen Haus mit einem niedrigen strohbedeckten Dach vorbei. Ich wusste, dass eine alte Frau dort wohnte, hatte sie aber nie gesehen. Ein schmaler Gehsteig führte längs dem Haus, und ich weiss nicht, warum ich immer vor ihrer Türe auf einem Bein hüpfte, vom Gehsteig auf die Strasse, und wieder zurück. Doch einmal öffnete sich plötzlich die Tür, und bevor ich die rasche Gestalt auch nur erkennen konnte, fühlte ich einen stechenden Schmerz in meinem Rücken, und wie es warm an mir herunterlief. Noch seh' ich die aufgehobene Hand mit dem blinkenden Messer.

Sind wir unsere Erinnerung? Wer spricht von Vergehen, und dass nichts bleibt, und alles fliesst. Alles bleibt. Wir sind was wir werden, und werden sein, was wir immer schon gewesen sind. Nichts kann hinzugefügt, nichts weggenommen werden. Einmal heisst es: denn aus sich selbst entwickeln sich die Dinge fort, auch wenn du schläfst ...

Es gibt Fragen, die nie enden, und Antworten, die keine sind. Das hängt wohl mit der Zeit zusammen. Da sie sich ändert, verfällt man der Illusion, dass irgendwann irgendwer weiss, warum etwas so kam, wie es dann gekommen ist.

Was weiss man als Kind von Gefühlen, und wie man damit umgeht. Wie man Wahrnehmungen macht, und sie dann achtlos liegen lässt wie ganz vergessene Dinge.

Eines Tages befand ich mich in einer kleinen Synagoge.Wer mich dorthin gebracht hatte, weiss ich nicht mehr. Doch da stand ich, weil ich klein war, kaum über den Betstuhl ragend, das schwarz eingebundene Buch in meinen Händen. Nach einiger Zeit beugte sich eine alte Frau über mich, und kehrte es leise um. Ich wusste nicht, dass ich es verkehrt gehalten hatte. Dennoch hatte sich an der Strahlkraft der Buchstaben nichts geändert. Ich blickte auf sie, und heute weiss ich, dass ich näher dran war. Woran. Wie wenn man in einem Haus sicher geborgen ist.

Hatte ich mir nicht dieses Haus vorgestellt, wie ich es damals bei meinem ersten Theaterbesuch sah? Weit war der Raum und hoch, und in der Mitte ein Baum, und dann noch ein Baum, und blühende Sträucher. Eine grosse Gestalt in einem langen weissen Gewand, das durch einen breiten Gürtel aus Gold zusammengehalten wurde, die dunklen Locken über die Schultern, wandelte in der Abendkühle im Garten und rief: Wo bist du? Und zögernd kamen hinter den Sträuchern zwei ähnliche Gestalten hervor, doch nicht so herrlich anzusehen. Und dann stand, wie aus dem Nichts hervorgeschossen, der Engel da, das funkelnde Schwert weit ausgestreckt, die Flügel über ihn hinaus, und bis an den Boden. An die Worte kann ich mich nicht erinnern. Und wüsste ich sie heute, würde ich sie auch verstehen? Dass es um etwas Verbotenes ging, war jedem Kind klar. Doch war es auch so einfach, einem Kind klar zu machen, dass es dieses wohl, jenes nicht tun darf?

Wie wählerisch unser Gedächtnis ist. Und welche Instanz entscheidet darüber, ob man sich, und woran man sich erinnert. Wie mein Herz plötzlich klopft, klopft, da ich wieder auf Zehenspitzen das Zimmer meiner Grossmutter betrete. Sie antwortet nicht. Regungslos und blass liegt sie da. Vorsichtig tasten meine Augen die Gegenstände ab, die auf dem Nachttisch liegen. Das leere Veronalglasröhrchen. – Hat sie noch ein Wort gesprochen? Hat sie laut gedacht? Als die SS kam um sie zu holen, sagte mein Vater: „Sie wurde schon geholt." Darüber habe ich als Kind lange nachgedacht, und höre auch heute nicht auf darüber nachzudenken. Viel lag in diesem so stolz gesprochenen Wort. –

Kann ich sie zurückholen, die Menschen, den Regen, die Sonne, die unabhängig davon, was mit uns geschieht, gleichgültig über allem scheint. Wir steigen in den selben Fluss und doch nicht in den

selben. Wir sind es, und wir sind es nicht. Wären wir immer noch diejenigen von früher, es würde bedeuten, dass die Erde sich nicht mehr gedreht, die Sonne den Atem angehalten hätte, die Sterne wären erloschen. Dieses Seltsame, das über allem liegt, und das wir Zeit nennen, ohne dass wir sagen könnten, was wir meinen, wenn wir dieses Wort verwenden, und nicht nur an einen Bewegungsablauf denken, dieses Unnennbare, wir sind es selbst. Wir sind die Zeit.

Ich habe keinen Hunger, keinen Durst. Dass ich hier bin. Dass ich bin, und nicht aufgelöst in Rauch. Welches Wort! Wie die Worte mich ansehen, ihre Bedeutung in nicht mehr Fassbares steigt: Kammer – Ofen – Kamin –

Es muss lange nicht geregnet haben, so trocken ist die Erde. Die Heidezweige knacken und knistern wenn ich mich bewege. Wenn die Schwalben hochfliegen, bleibt das Wetter schön. Wie sie ihre Kreise ziehen. Je höher sie fliegen, je mehr entfernt sich der Himmel. Und die Zeit. Als ob sie auf Flügeln alle Gedanken davon trägt. Ich müsste jetzt aufstehen und mir ein Nachtquartier suchen. Aber ich kann mich nicht losreissen von dieser Erde. Das Nachmittagslicht färbt die Heide dunkel. Jetzt seh' ich die andere Seite. Die Gegenseite war eingezäunt. Wie leicht sich das sagt. Wie wenn es sich um einen Gartenhag handelt. Ein Zaun um eine Welt. – Ich spüre wie sie langsam Gestalt annimmt. Die Dächer der Baracken hatten eine schwarze, ölige Farbe. Stank es nicht immer nach Teer? Die Wege dazwischen lehmige Erde, fest gestampft.

Kein Grashalm. Kein Unkraut. Hätte es eine Butterblume gegeben!

Wo fängt das an, was wir unterscheiden nennen, was Kraut und was Unkraut heisst. Schon früh ist die Lilie auf dem Felde etwas anderes als die Distel auf dem Acker. Manchmal gab es Kartoffeln. Wir Kinder wurden auf die Felder geschickt, um das, was nach einer Ernte liegen geblieben war, einzusammeln. In offenen Trolleywagen wurden wir hinausgefahren, und sangen „Hoch auf dem gelben Wagen..." Die Luft ausserhalb des Stacheldrahtes war anders. Der Lysolgeruch verlor sich, die Heide fing an zu duften, am Horizont wurde der Kirchturm sichtbar, der Ginster schlug uns ins Gesicht, wir fuhren nur langsam. Dann standen wir im Acker. Jedes Kind bekam einige Furchen zugeteilt, und keine Kartoffel durfte liegen bleiben, und bringen mussten wir sie zu einer Sammelstelle. Es hatte geregnet. Die Erde war wie ein Morast. Für jeden Schritt brauchte es mehr und mehr Anstrengung die Schuhe nicht zu verlieren, die schon keine mehr waren. Klumpen hefteten sich an sie, und wurden immer schwerer, wie wenn an jedem Bein ein Zentner hing. Ich sah die langen Ackerfurchen vor mir, über mir die schweren Regenwolken, die am Horizont die Erde berührten. Dieses sich vorwärts Bewegen. Wie oft habe ich es später im Traum erlebt: wie ich gehen wollte, und eine unüberwindbare Kraft stemmte sich mir entgegen. Öfter wurden wir hinausgefahren, aber Kartoffeln fand ich nie. Man sagte ich sei zu klein, die andern waren schon älter, 14-, 15-jährig. Ich wollte aber mitfahren. Wollte sehen, wie der Schlagbaum sich öffnete, dieser rotweiss markierte Stamm, der die Trennung zwischen innen und aussen bedeutete. Und dann war doch kein Unterschied zwischen innen und aussen. Wir blieben gefangen. Auch draussen. Draussen. – Ein magisches Wort. – Wir fingen die Menschheit an einzuteilen nicht mehr nach Männern, Frauen und Kindern, sondern nach denen, die innerhalb, und denen, die ausserhalb des Stacheldrahtes lebten. Die Schöpfung war in diesem Jahrhundert um eine Unterscheidung reicher geworden. Das dachte ich natürlich nicht als Kind. Die Sinneseindrücke wurden nicht reflektiert, sie wurden photographiert. Sehr viel später wurde mir bewusst, dass ich die Sonne und das Laub, die Sterne und das Meer so sah, wie ich sie als Kind gesehen hatte, als nicht mehr zu mir gehörig.

Es war nicht mehr als ein Schuppen. Die Bretter nur dürftig zusammengenagelt, es zog, es regnete hinein, und das spärliche Licht wurde noch einmal dadurch gemindert, dass ein dichtes Spinnengewe-

be das kleine Fenster undurchsichtig machte. Die Türe hing schief in den Angeln, und nur mit grösster Anstrengung gelang es mir mich durch den Spalt zu zwängen. Ich weiss noch gut, wie ich ihn zum ersten Mal entdeckte. Er stand abseits von den übrigen Baracken, und viele gingen achtlos an ihm vorüber. Als ich endlich drin war, traute ich meinen Augen nicht. Übereinander, durcheinander, bis an die Decke gestapelt Bücher, und Staub und Modergeruch. Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, versuchte ich zu unterscheiden. Fast war kein Platz, wo man stehen konnte. Auch Schulhefte lagen zwischen den Büchern, auf eines war mit grossen runden Buchstaben ein Name geschrieben. Ich versuchte mich zu erinnern – war sie nicht - war ich nicht vor ein paar Wochen über sie gestolpert in der Nacht von Montag auf Dienstag, als wir plötzlich gerufen wurden, meine Schwester und ich. Mutter rannte zu uns herüber: „Ihr müsst mir helfen!“ rief sie, „es ist nicht genug Hilfe da, macht schnell!“ Es war das erste Mal, dass wir nachts gerufen wurden, denen zu helfen, die am nächsten Tag deportiert werden sollten. Unsere Baracke war bis jetzt verschont geblieben, und was sich in den anderen abspielte, wenn am Montagabend die Listen mit den Namen derer bekannt gegeben wurden, die auf Transport mussten, hatte Mutter versucht von uns fern zu halten, indem sie sagte: „Heute abend werden Schulaufgaben gemacht.“ Sie bestanden darin, dass wir rechnen lernten.

Doch jetzt wurde alles anders. Ein ohrenbetäubender Lärm schlug uns entgegen als wir in die Baracke eilten. Die Nerven aufs Äusserste gespannt, man schrie – Frauen sahen apathisch vor sich hin, begriffen nicht, was vor sich ging, konnten alleine sich nicht anziehen, wehrten sich, nein! wozu denn, es war doch Nacht! Warum aufstehen! morgen war doch auch ein Tag!

„Und Du?!“ wandte sich eine zu mir, „was tust Du hier?! Du gehörst ins Bett!“

Etwas nicht Greifbares war um mich, umschlang mich, lähmte mich – doch dann wurde ich gestossen, man rief:“Beeile Dich! Die Zeit ist knapp, hole Decken, packe diesen Rucksack, fülle die Wasserflaschen, schnell!“ Es war schon nach Mitternacht. Der Zug fuhr um sechs. Nach vier Uhr musste die Hauptarbeit geleistet sein. Worin bestand sie? Menschen vorzubereiten auf die Reise. Welche Reise? Eine Reise in den Osten. Wozu? Ihr müsst arbeiten. Ein altes Mütterchen versuchte sich von ihrer Pritsche zu erheben. Sie klammerte sich an mich, dann sank sie kraftlos zurück. „Wie denn,“ flüsterte sie, „soll ich arbeiten?“ Und plötzlich dämmerte in den erloschenen Augen eine Ahnung auf.-

Die Angst ist ein Gradmesser. Man kann ihr vertrauen. Sie zeigt, was wir nicht wissen wollen.

Und dann flog ich der Länge nach hin. In der Eile hatte ich nicht gesehen, dass sie am Boden sass, und war über sie gestolpert und wollte weiter, doch sie hielt mich zurück. Ich kauerte mich neben sie nieder.

Und da erst sah ich sie liegen, die Augen geschlossen, ein unbeschreiblicher Ausdruck der Ruhe lag über das Gesicht gebreitet. Das Mädchen hielt sie umfangen. Um uns tobte der Lärm. Gestank verpestete die Luft. „Es ist meine Mutter. Sie hat sich umgebracht. Immer hat sie gesagt, wir werden nicht in den Zug einsteigen, es reicht für beide. Jetzt hat sie doch alles genommen.“ Sie sah mich mit grossen Augen an. „Ich heisse Hannah.

Glaubst Du an Gott?“

Alles was über uns hinaus geht, ist zu gross für ein kleines Gefühl. Doch was sind Gedanken ohne Gefühle. Denkt man als Kind? Was wir so denken nennen. Ursache. Wirkung. Und dieses Dazwischen. Dieser Raum, den wir ausfüllen, ein Leben lang. –

Ein lang gedehnter Pfiff zerfetzte die Luft, wenn der Zug sich dem Lager näherte. Die Bahnlinie, die Rampe teilte das Lager symmetrisch in zwei Teile. Nein, diese Rampe war noch nicht die Rampe. Was wussten wir von Rampen ... Es war ein Durchgangslager. Eine Konzentration fand hier statt. Von hier ging es weiter. – Es gab Augenblicke, die sich mir wie mit einem Brennglas eingeprägt haben, und deren Erinnerung wohl immer die Gegenwart färben wird.

So seh’ ich mich noch stehen an diesem kleinen Fenster, das die Sicht auf die Bahnlinie freigab. Oft stand ich dort. Jede Woche, an einem bestimmten Tag. Frühmorgens um sechs. Das Auffallendste war die Lautlosigkeit, mit der die vielen Menschen, in Reihen formiert, sich auf die Waggons zubewegten. Nur ein leises Murmeln war hörbar, das immer wieder unterbrochen wurde von den geschrieenen Befehlen der SS.

Hatten wir eine Vorgeschichte gehabt? Eine, die weit zurücklag? Wo die aufgehobene Hand, bereit das Liebste zu schlachten, zurückgehalten worden war? Hatten wir vertraut darauf, dass sie auch jetzt, und welche Hand war es jetzt! zurückgehalten wür-

de? Wir müssen gehen, doch wir sehen uns wieder. Damals habe ich mit Dir gesprochen. Wenn man das ein Gespräch nennen kann. Worte eines Kindes – Äusserlich war ich stumm. Ich dachte, dass zu Deinem unbestechlichen Blick auch ein absolutes Gehör gehören würde. Sie bildeten sozusagen eine Einheit. So war ich erzogen worden: Du würdest alles sehen, alles hören, Dir würde nichts entgehen. Darum stand ich dort, über zwei Jahre. Ich wollte Zeuge sein von Deinem Hören, Deinem Sehen.

Meine Mutter machte es ganz nervös, dass ich immer dort stand. „Sieh nicht hin!“ sagte sie, „schau’ dir das nicht an, das ist nichts für Kinder, das verstehst du nicht.“ Ich hatte schon anderes nicht verstanden.

Der Schlag an die Türe, damals. Und die Befehle der SS. Jung sahen sie aus. So hätte man sich ältere Brüder gewünscht, die schon alles wussten, und doch noch jung genug waren, eine kleine Schwester ins Vertrauen zu ziehen. Das änderte sich auf der Strasse. Die Gewehre auf uns gerichtet, wurde der Ausdruck finster und leer. Und während wir gingen, zur Eile angetrieben, stolpernd, soll ich gerufen haben: was haben wir denn getan!

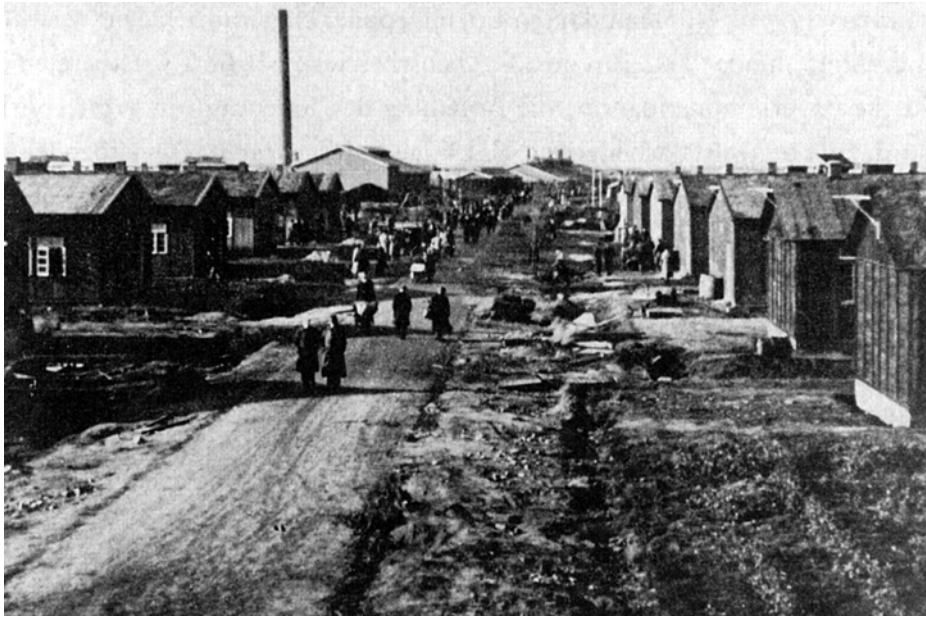
Der Wetterbericht hatte heute morgen sonniges, warmes Wetter für die nächsten Tage vorausgesagt. Ungewöhnlich für holländische Verhältnisse. Abendwolken schwimmen am Horizont. Wie eine Herde Lämmer ziehen sie vorüber. Hinter ihnen der Himmel in Purpur getaucht.

Damals muss wohl auch ein Misstrauen in das Wort der Mutter in mir geweckt worden sein: dass dies nicht für Kinder sei, da doch ungezählte Kinder an mir vorbei zogen, bis ich plötzlich Hans entdeckte, wie auch er in den Waggon einstieg.

Hoch aufgeschossen, mit strahlenden Augen, war er mir sofort aufgefallen, als wir ins Lager kamen. Fröhlich, immer in Bewegung, von einer Baracke zur anderen, schickte man ihn mit Aufträgen hin und her. Und plötzlich konnte in seiner Nähe das Gefühl enstehen, man sei an einem Ferienort. Wie stolz war ich, wenn er mich an seiner Seite traben liess, denn er hatte es immer eilig, und mich aufklärte über dies und das. Nur fünf Jahre älter als ich war er in meinen Augen schon erwachsen, und ich nur ein kleines dummes Ding.

Es war Sommer. Wir schlichen uns an den Stacheldraht, wo wir die Heide blühen sahen. „Was wirst du tun, später,“ fragte er. Ich sah ihn erstaunt an. „Später?“ „Ja,“ sagte er ungeduldig, „du willst doch sicher was werden.“ Ich fühlte mich in die Enge getrieben. Denn das wollte ich ihm nicht sagen, dass ich mich nachts mit den Sternen beriet, sie fragte, wie es ist, wenn man sich frei bewegen kann, von einer Strasse zur anderen, ungehindert. Ich hatte nur an die Bewegung gedacht, und nahm die Entfernung der Sterne als Massstab. Sie waren so weit, und leuchteten so tief, und wenn ich mir den Frieden vorstellte, war es wohl die Ewigkeit. Er wartete noch immer auf meine Antwort. „Und du?“ fragte ich, weil ich mich retten wollte, in seinen Augen nicht dastehen wie jemand, der sich keine Gedanken machte über dieses Später. „Was willst du werden?“ Er hatte viele Pläne. Arzt wolle er werden. Versuchen die Krankheit an der Wurzel zu fassen. Versuchen zurück zu gehen zu dem Punkt, von wo aus es immer zwei Möglichkeiten gäbe, wo der Mensch frei sei sich zu entscheiden. Atemlos hörte ich zu. Davon hatte ich noch nie gehört. Frei sein. Unser Kinderleben, das meiner Schwester und meines, war immer geregelt worden, vorgeschrieben, was wir anzuziehen, wie wir uns zu verhalten hätten. Wie konnte man sich da entscheiden? Und was meinte er, wenn er dieses Wort verwendete? Der Sinn seiner Worte, den ich damals nur ahnte, fiel wie ein Stein in einen Brunnen, der bis heute den Grund nicht erreicht hat.

Ich seh’ ihn stehen, wie er durch den Stacheldraht spähte, mit zugekniffenen Augen über die Heide blickte in Gott weiss welche Ferne.



„Boulevard des Misères“, Lager Westerbork

Marianne Weinberg, geborene Eckmann, wurde am 15. Februar 1933 in Saarbrücken geboren. Die Familie verliess Deutschland 1933 Richtung Holland. Die von dort aus versuchte Emigration in die USA scheiterte. Marianne Weinberg wurde während der deutschen Besatzung in das Lager Westerbork deportiert und überlebte. Sie heiratete nach dem Krieg den Juristen und Kaufmann Sigbert Weinberg in Zürich und hatte drei Kinder mit ihm. Sie lebte bis zu ihrem Tod am 24. Juni 2012 mit ihrem Mann in der Nähe von Zürich.

Als wir zurückgingen, kamen wir an einer hohen Mauer vorbei.

Ich wollte schon immer wissen, was sich dahinter verbarg.

Ein merkwürdiger Ton drang zu uns herüber, ein Klagelaut, der etwas mechanisches hatte, wie wenn der Wind um ein altes Stück Eisen strich. Hans hatte meine Hand gepackt, und drängte mich weiterzugehen, doch ich riss mich los und versuchte, an der Mauer emporzuklettern, was mir gelang.

Welch ein Frieden liegt über der Heide. Abendgerüche eines späten Sommers. Grillen zirpen, Dämmerung senkt sich über die Felder, Raben verlangsamen ihren Flug und fliegen wie dunkle Schatten an mir vorüber.

Ich sah einen Innenhof. Männer, unter Peitschenhieben, wurden gezwungen in hockender Stellung sich vorwärts zu bewegen. Ihre Gesichter zur Unkenntlichkeit verzerrt. In der Mitte, hochaufgerichtet, lachend, die SS.

Als ich mich von der Mauer hinuntergleiten liess, war Hans verschwunden.

Ich rannte hinter ihm her. Doch wo ich ihn hätte finden können, war er schon wieder fort. Am nächsten Morgen sah ich ihn in den Reihen auf die Waggons zugehen.

„Hans!!“ schrie ich. „Hans!!“ Er sah sich um. Dann stieg er ein.

Zwei Jahre später öffnete sich der Schlagbaum.

Was von uns übrig geblieben war, stand dort dicht gedrängt – atemlos – die Deutschen, wie vom Erdboden verschwunden.

Vor uns die Strasse – daneben die Bahnlinie – ich fing an zu rennen – ich rannte und rannte und rannte den kanadischen Panzern entgegen – Wir waren frei. Waren wir es wirklich?

Später wurden die Waggonschilder gefunden:

Westerbork–Auschwitz
Auschwitz–Westerbork
Keine Wagen abhängen
Zug muss geschlossen
nach Westerbork zurück

„Großartig urbane Bildung“

Der Aufklärer Lazarus Bendavid

Harald Lordick und Beata Mache

Als ich mein drittes Jahr zurückgelegt hatte, lehrte mich meine Mutter Deutsch lesen. Ich saß auf ihrem Schoß, und sie, mit der Stricknadel in der Hand, führte mit derselben meine Aufmerksamkeit von einem Worte zum andern, dass ich ihr nachsprechen musste. Das Buch, worin ich lesen lernte, hieß Joseph Moritz von Brachfeld, und ist mir seitdem nicht wieder zu Gesichte gekommen. Ich kann daher gar nicht sagen, was es enthält; aber ich erinnere mich noch, dass es mir sammt seinen sauberen Kupferstichen auf Löschpapier preisgegeben wurde, und ich den redlichen Gebrauch von dieser Erlaubnis machte, ein Kupfer nach dem andern, sowie die bereits abgelesenen Blätter gemächlich auszureisen ... ich fand es besser, wenn alle Kupfer neben einander wären, und ich sie mit einem Blicke übersehen könnte.[1]

Die knappen Lebenserinnerungen des Lazarus Bendavid kreisen, nur scheinbar nebenbei, um die Frage, wie er sich, und wie man ihm, Bildung angeeignet hatte. Und das war in seinem Fall ein ganz unsystematischer Vorgang, wie er auch in jener Zeit kaum typisch gewesen sein kann. Die Fakten lesen sich jedenfalls zunächst weit nüchterner, als sein eigener, eher wohlwollender Rückblick. Was aber sofort ins Auge springt, das ist der bemerkenswerte Bildungshunger, den wir seinen Erinnerungen entnehmen.

Ein buntes Durcheinander

Hebräisch lesen konnte er vor dem Deutschen, den hebräischen Text der Bibel bringt ihm der Hauslehrer bei, ebenso das „Finger-Einmaleins“, da ist er vier Jahre alt. Mit sechs wird er in eine Talmudschule gegeben, zu einem „Unmenschen, der mit … Wonne“ seine Schüler „zerfleischte“. Die Folgen der durch die unverdienten Züchtigungen erlittenen Verletzungen waren derart, dass seine Mut-

Vor 250 Jahren am 18. Oktober 1762 geboren: Lazarus Bendavid

ter bei ihrer Inspektion in Ohnmacht fiel. Es folgen Jahre im Fabrikantenhaushalt der Großeltern mit Hauslehrer, Umgang mit Meistern und Handwerkern, Einblick in ihre Werkstätten, Aneignung erster „technologischer Kenntnisse“, wie er es nennt. Doch das ging selbst seinen liberalen und säkular gebildeten Eltern zu weit, so kam er mit acht Jahren wieder in eine „förmliche thalmudische Schule“, in der er, anders als zuvor, beste Erfahrungen machte, an die er sehr gern sich erinnerte und die er „als ziemlich guter Thalmudist“ wieder verließ, weil der Lehrer in seine Heimat zurückkehrte. Also eine weitere Schule, doch mangels Fortschritt wird er nach einem halben Jahr zum „Hauslehrer eines reichen hiesigen Juden gethan“. Dessen Schülern wiederum war er so weit voraus, dass er Bendavid stattdessen hausieren schickte. Den Verdienst teilten sich die beiden, was sich als durchaus profitabel erwies. Nach derber Behandlung durch einen Kunden jedoch weigerte der Knabe sich und schwor, „nie wieder hausiren“ zu gehen, was ihm prompt Prügel seines Lehrers einbrachte, der auf diesen höchst willkommenen Geldsegen nicht verzichten wollte – und so folgte die nächste Schule. Das unstete Hin und Her ging einher mit einer Vielzahl unterschiedlichster Stoffe, „Bücher der heterogensten Art, … eins nach dem andern, wie es mir in die Hände fiel, ohne Auswahl und Anleitung“ – er las, was er in die Finger bekam.

1775, mit 13 Jahren, unterrichtete er schon selbst und diente den Sprösslingen eines Handelshauses als Gesellschafter. Als Kind der Aufklärung wollte Bendavid „Gelehrter und Mechanicus zugleich“ werden. Diese Neigung scheint sich schon früh gezeigt zu haben. *Überhaupt nahm ich mit allem meinem Spielzeuge, dessen ich, als damals noch einziges Kind meiner Eltern, sehr viel hatte, gewaltige Änderungen vor. Man hatte mir in einer Drehorgel und der Knarre gezeigt, woher der Schall komme, und nun suchte ich diesen auch in dem Bauche meiner Geige, im Innern meiner zinnernen Uhr, und war äußerst betroffen, als ich sie zerstört und nichts gefunden hatte*. Da überrascht es nicht, dass der für seine optischen und physikalischen Präzisionsinstrumente europaweit bekannte Georg Friedrich Brander (1713–1783) in Augsburg, der auch das erste deutsche Spiegelteleskop gefertigt hatte, zu seinen Vorbildern gehörte. Und in der Tat ging er zu einem Meister in die Lehre: *so lernten wir bald recht gut drechseln, feilen, Glasschleifen und alles was zum Metier gehört. Wir hatten schon angefangen, uns mit Erfolg zu etablieren, und wenn es nach unserem Wunsche gegangen wäre, würde ich jetzt an der Drehbank stehen, und vielleicht in dem Schoß einer Familie das Glück genießen, das dem isolierten Menschen nie zuteil wird.* Die Begeisterung für die Mechanik hatte er allerdings mit seinem Freund Marcus geteilt. Als sie durch widrige Umstände getrennt wurden, wie er schrieb, richteten sich seine Interessen dann doch auf andere Gegenstände.

Das große Bedürfnis nach Kenntnissen und sein unbändiges Bemühen darum stießen zumindest in seinem Fall auf eine Umwelt, die auf diesen Bildungshunger äußerst wohlwollend reagierte und informelle Wege öffnete, ihm gerecht zu werden. Der Professor, der ihn überhaupt nicht kannte, aber in Mathematik examinierte und ihn weiter empfahl an Johann Heinrich Lambert, einen hervorragenden Mathematiker, der ihn gütig aufnahm und ihm Literatur lieh; dessen Assistent Schulze, der Bendavid mit wissenschaftlichen Instrumenten versorgte und später (als „Oberbaurath“) auch aus materieller Bedrängnis half. Und nicht zuletzt Moses Mendelssohn persönlich, der ihm seine „auserlesensten mathematischen Werke“ zur Verfügung stellte, und nicht nur das.

Schließlich gab es noch jenen (christlichen) Prediger, der System in seine Studien brachte, erschrocken, *als er die Unordnung hörte, mit der ich bisher studirt hatte*, denn *Ich hatte alles bunt durcheinander gelesen, was mir vorkam: den Abulfeda und den Koran, das neue Testament und Rousseau's Emil, Voltaires Pücelle und Therese philosophe, die deutschen Dichter und Wolfs Metaphysik, kabalistische und medizinische Bücher.*

Als man ihn 1790 bat, einen Studenten zum Medizinstudium nach Göttingen zu begleiten, er war ja erfahrener Privatlehrer, ergriff er nur zu gern diese Gelegenheit, aus der er dann wohl mehr gemacht hat, als jener Student. „Ich studirte von Morgens um 4 Uhr bis Nachts um 12“. Vor allem aber kam er mit einer Vielzahl von Gelehrten, meist von Rang und Namen, in Kontakt: Johann David Michaelis, Georg Christoph Lichtenberg, Abraham Gotthelf Kästner, mit dem er schon von Berlin aus über mathematische Fragen korrespondiert hatte, Gottfried August Bürger, der durch seine Fassung der *Abenteuer des Freiherrn von Münch-*

„Ich fand es besser, wenn alle Kupfer neben einander wären ...“ Mit *Joseph Moritz von Brachfelds curiösen und wundervollen Begebenheiten in den unbekanndten Südländern* hatte Bendavid, seiner Erinnerung nach, Lesen gelernt.

hausen in Erinnerung geblieben ist. Johann Friedrich Gmelin, Professor der Chemie, der Kirchenhistoriker Gottlieb Jakob Planck oder der Philosoph und Kantkritiker Johann Georg Heinrich Feder, den er – obwohl selbst sein Leben lang Kantianer – aber als „Biedermann“ schätzte.

Zwischen 1791 und 1797 lebte Bendavid in Wien, wo er private und öffentliche Vorlesungen zu Kants Philosophie gab. Im August 1797 wurde er in die *Gesellschaft der Freunde der Humanität* aufgenommen, und schon im Januar 1798 zu deren Direktor berufen. Ab 1800 war er zudem Sekretär der *Philomatischen Gesellschaft*. Vereine wie diese waren für ihn als Publizisten ein ganz natürliches Umfeld. Seit 1802 arbeitete er als politischer Redakteur bei der *Haude- und Spenerschen Zeitung*.

Bildung: Voraussetzung von Emanzipation

In den 1790er Jahren veröffentlichte Bendavid mehr als ein Dutzend Bücher und zahlreiche Artikel zu Fragen der Mathematik, Philosophie, Gesellschaft und zur Emanzipation der Juden. Seine Arbeiten machten ihn so bekannt, dass er zusammen mit David Friedländer und Isaac Euchel 1799 mit einem Gutachten zum jüdischen Schulwesen beauftragt wurde. In ihrem *Plan zur Beförderung der Moralität und des bürgerlichen Glücks der jüdischen Nation*[2] dankten die Verfasser zunächst dem „allergnädigsten“ König, dass er sich mit Ihnen „in Correspondenz zu setzen geruhte“. In ihren Überlegungen gingen sie davon aus, dass es eines aufgeklärten, aber doch jüdischen Schulwesens bedurfte, damit Juden als Bürger dem Staate Nutzen und Gewinn bringen konnten. Die Förderung des Selbstbewusstseins der Juden war ihnen elementar, und dazu gehörte auch die Selbsterkenntnis mittels des Studiums der (eigenen) antiken Geschichte.

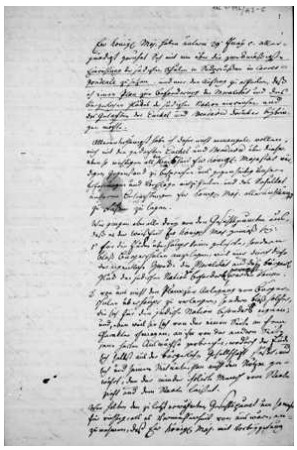
All das sei nur durch „Bürgerschulen“ und nicht etwa durch „gelehrte“ Schulen zu erreichen. Das Singen in der Schule, eine Kunst also „die dem Juden keinen andern Vortheil gewährt, als ihn zum angenehmen Menschen zu bilden“, sei unnötig, „da er fürs erste bloß ein brauchbarer Mann werden soll.“

Religionsunterricht gehört zwar noch dazu, aber mehr als praktische Sittenlehre, „auf Gefühle des Mitleids und der Menschenliebe gebaut“. Im Vordergrund jedoch stehen berufsrelevante Fächer. „Fortschritte in der Aufklärung“ brächten die Bürgerschulen schließlich alleine schon dadurch, dass sie jüdischer Schüler vom Talmudstudium fernhielten.

Das war ein gerüttelt Maß innerjüdischer Kritik. Versöhnlicher sprach Bendavid vor der *Humanitäts-Gesellschaft*[3]. Die Förderung der jüdischen Jugend illustriert er am Beispiel der Reisenden, die bei Berliner Juden Unterkunft finden: *Es liegt etwas urbanes darin, daß diese Leute – gewöhnlich polnische Rabbis oder jüdische Studenten – die empfangene Wohlthat nicht umsonst annehmen, und sie dadurch bezahlt zu machen suchen, daß sie bey Tische irgend eine schwierige Stelle aus der Bibel oder dem Thalmud erklären*. Den Kindern der Gastgeber sei es erlaubt zu erwidern und zu widersprechen, was Scharfsinn, Rhetorik und Selbständigkeit im Denken übe. *Das Kind, das dieß zu thun im Stande ist, und es mit jener Zuversicht thut, die einen Beweis ablegt, wie wenig es sich von irgend einer Autorität blenden lasse,* wagt zu denken und entwickelt Selbständigkeit gegenüber Autoritäten. So plädiert Bendavid für fortschrittliche Lehrmethoden und widerlegt den Vorwurf, Juden lernten bloß auswendig.

Schließlich würdigt er Mendelssohns Verdienste: „Die Folgen davon, wenn man sie nur ruhig abwarten wollte, werden ersprießlicher seyn.“ Nicht das Talmudstudium, sondern das Lesen der Bibel sei zu fördern, um Aufklärung unter den Juden – also auch Verständnis für eine „natürliche Religion“ – zu verbreiten. Dazu sei auch wichtig, dass die gebildeten Juden von keiner Seite zur Konversion gedrängt würden. Sie sollten dem Judentum treu bleiben und als aufgeklärte Bürger anderen zu neuer Orientierung verhelfen.

Bei seinen Entwürfen kam Bendavid die praktische Erfahrung des Unterrichtens zugute. In Wien war er Hofmeister und Privatdozent gewesen, und er gab auch nach seiner Rückkehr nach Berlin Privatunterricht. Zu seinen Schülern zählte Ludwig Börne, der in seinem Tagebuch notierte: „Bendavid weiß mir die Logik recht deutlich zu machen“, was ihn 1803 aber nicht hinderte, Henriette Herz zu schreiben: *Bendavid besitzt viele Kenntnisse; dabey hat er eine so lebhafte Einbildungskraft, daß er sich dieselben 400 mal größer vorstellen kann. Einen eingebildeteren Gelehrten mag es wohl in der Welt nicht geben. Er spottet über alles und glaubt außer ihm wisse die ganze Welt nichts.*[4]



Über die zweckmässigste Einrichtung der jüdischen Schulen in Südpreußen. Ein Gutachten vom 9. Februar 1800.

DER VEREIN
Cultur und Wissenschaft der Juden

Berlin 19 Juni 1822

Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden

Ernennung Bendavids zum außerordentlichen Mitglied des *Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden,* unterschrieben von Leopold Zunz, Moses Moser und Eduard Gans. (19. Juni 1822).

An der Freischule

Der Historiker Isaak Marcus Jost hatte Bendavid 1814 kennen gelernt und erinnerte sich an ihn als *Cyniker im Leben, obgleich wohlhabend, aber auch von wackerm Charakter, ein tiefer Denker, dabei von Witz und Geist sprudelnd, weniger zugänglich für die Jugend, jedoch stets lehrreich, wenn man ihm näher stand, und mit jedem Worte anregend.*[5] Bei diesen Eigenschaften war es sinnvoll, dass Bendavid die Leitung der Freischule übernahm, aber dort nicht selbst unterrichtete.

Jüdisch, deutschsprachig und für die Schüler kostenlos sollte die von Berliner Aufklärern 1778 gegründete *Gesellschaft für Knabenerziehung (Chevrat Chinuch Ne'arim)* sein. Die Freischule war die erste ihrer Art, die sich der säkularen Erziehung widmete und darauf zielte, Kinder aus armen Familien in bürgerlichen Berufen auszubilden. Isaac Daniel Itzig, einer der Gründer und finanziellen Förderer der Schule, hatte sie bis zu seinem Tode 1806 geleitet.

Hierauf als neuer Direktor vorgeschlagen zu werden, nahm Bendavid dankbar und als Ehre zur Kenntnis. Zugleich aber äußerte er seine Bedenken, ob der Schule, die von „milden Beyträgen jüdischer Hausväter" unterhalten wurde, durch seine Ernennung nicht geschadet würde, da mancher Stifter seiner „bekannten religiösen Gesinnungen" wegen enttäuscht seine Zuwendung entziehen könnte. So beteuerte er seinen „guten Willen etwas zu leisten" und „der Schule nützlich zu seyn", bat aber das Konsistorium um Rücksprache mit den Familienvorständen, „ob sie sich von seinem Directorat

Pädagogische Notizen.

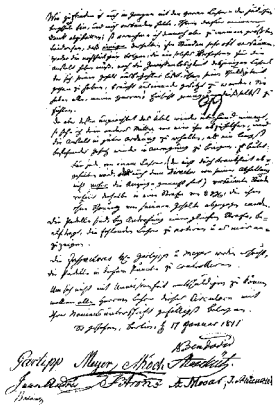
Berlin. Der hiesigen Jüdischen Freischule steht eine verbesserte Einrichtung bevor, indem Hr. Lazarus Bendavid zum Direktor dieser Anstalt ernannt worden ist.

Sulamith, 1806.

Nutzen für die Schule versprechen" würden. Seine Anfrage fand den erwünschten Zuspruch, und Bendavid übernahm die Leitung, unentgeltlich, sie war tatsächlich ein Ehrenamt. Die Schule war arm, auch die Lehrer bekamen nur ein geringes Gehalt. Trotzdem hatten sie ihre Aufgabe – dem Direktor gleich – mit Engagement zu erfüllen. Dass das nicht immer selbstverständlich war, entnehmen wir einem Schreiben von Januar 1811: Mit einem Zirkular ermahnt Bendavid die Lehrer, zum Unterricht zu erscheinen, da ihr gegenteiliges Verhalten der Anstalt schade und Zeichen von Gewissenlosigkeit sei.

Der neue Direktor versuchte, ein radikal geändertes Programm zu etablieren: anfangs sollten gar die Fächer Hebräisch und Religion ganz abgeschafft werden, nur Fächer, die der bürgerlichen Gleichstellung – Rechnen, Buchhaltung, Handwerk, Deutsch, Französisch – dienlich waren, wollte er anbieten. Der Rückgang der Schülerzahl und der Spenden mäßigten jedoch seinen aufklärerischen Drang. Wichtig war ihm die Aufnahme auch christlicher Schüler – das sollte der Integration der jüdischen Schüler dienen, die jüdische Isolation durchbrechen, aber auch den Einfluss der Orthodoxie eindämmen. Friedrich Wilhelm III. setzte 1819 dem gemeinsamen Lernen ein Ende.

Die Freischule finanzierte sich zum geringen Teil aus Schulgeldern, die nur einen Bruchteil der Kosten deckten, da viele Schüler keine Beiträge zahlen konnten. Ansonsten war sie auf – naturgemäß unsichere – milde Gaben angewiesen. Weder Staat noch Gemeinde beteiligten sich mit einer festen Unterstützung, so dass die Schule in ständiger Existenznot schwebte. Spendenaufrufe waren deshalb regelmäßige Übung für den Direktor.



Brief Bendavids an die Lehrer der Freyschule vom 17. Januar 1811.

Jährlich veröffentlichte Bendavid einen Bericht über den Zustand der Schule: Prüfungen, Finanzen, Spenden und Schülerzahlen. Als die Schule Ende des Jahres 1825 aufgelöst wird und alle Schüler und Lehrer von der neuen Gemeindeschule übernommen werden, gedenkt er in seinem letzten Bericht der Gründer und Wohltäter der Schule und äußert seine Zuversicht über die Zukunft jüdischer Bildung in Berlin: *Der Wunsch, der in diesen Blättern, oft wiederholt, ausgesprochen worden, ist erfüllt, und die Herren Aeltesten und Vorsteher der Gemeinde, bedacht auf jede Verbesserung, fühlten das Bedürfniß einer Gemeindeschule, und suchten ihm, durch Gründung einer solchen, auf eine Weise abzuhelfen, daß der schönste, segenreichste Erfolg davon zu erwarten steht, und die Mitglieder der Gemeinde den Tod der Freyschule nicht zu beklagen brauchen, weil sie in der neu gebohrnen Anstalt reichen Erfolg dafür finden werden.*[6]

Über seine eigene Wirksamkeit schreibt er: *Schüchtern nur und leise wagt es aber die bisherige Direction, das Gefühl mit Worten auszudrücken, von dem sie für das Zutrauen durchdrungen ist, das man ihr, dem einzeln stehenden Manne, geschenkt, und ihr dadurch die Leitung des Ganzen, in einer*

Siebzehnte und letzte Nachricht
von
der jüdischen Freyschule
in Berlin.
An
die edlen Wohlthäter der Anstalt
ehrerbietigst erlassen,
von
Lazarus Bendavid,
bisherigem Director der Schule.
Berlin 1826,
gedruckt bey den Gebrüdern Gädicke.

Reihe von fast 20 Jahren, unbedingt überlassen hat. Sie wagt es nur deßhalb, weil sie sich schmeichelt, daß durch ihr Verschulden in Eurem Gemüthe, Edle Wohlthäter der Anstalt, nie der Verdacht aufstieg, als habe sie das ihr gewährte Vertrauen gemißbraucht, und ihr Pfund nicht so benutzt, wie es die dargebotenen Mittel und die Kräfte des Einzelnen erlaubten.

Bendavid arbeitete schon 1824 an einem *Plan zu einer Schule für die jüdische Gemeinde zu Berlin*. Darin erörterte er, wie ein „unentgeltlicher Unterricht von Knaben armer Eltern" zu gestalten sei, um ihnen „Sittlichkeit und Bürgersinn einzuflößen". Dabei vergisst er nicht Schulpflicht, Prüfungen und Körperstrafen zu bestimmen, Regelungen für die Feiertage zu treffen, sollten christliche Lehrer angestellt werden und trifft gar Vorkehrungen gegen Ungeziefer.

Dass sein Entwurf nicht verwirklicht wurde, liegt vor allem an dem vorgeschlagenen Unterrichtsplan: *Alte Geschichte und eigentliche Religion der Israeliten, solcher Gestalt mit dem Unterrichte der hebräischen Sprache verbunden, machen keinen Lehrgegenstand aus. Das Dogmatische der Religion enthält der Vers: Höre Israel, dein Gott ist ein einziger Gott! – Das Moralische enthalten die 10 Gebote, enthält der Vers: Du sollst deinen Nächsten wie deines Gleichen lieben*. Dafür sollten aber gelehrt werden: Hebräisch, Latein, Deutsch, Französisch und Englisch; Arithmetik, Buchhalten, Planimetrie, Trigonometrie, jüdische und vaterländische Geschichte, Geographie, Länderkunde, Verstandesübungen, Aufsätze, Schreiben mit jüdischen, deutschen und lateinischen Lettern. Und nur noch in den Elementarklassen: Religion, Talmud und Ceremonialgesetze.

Die neue Gemeindeschule wurde letztendlich nach einem von Leopold Zunz ausgearbeiteten Plan eingerichtet. Dieser kannte und schätzte Bendavid, hatte ihn ja auch für seine Verdienste mit der außerordentlichen Mitgliedschaft im 1819 gegründeten *Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden* gewürdigt.

Über das Privatleben Bendavids Leben ist kaum etwas bekannt. Er soll einen bescheiden Lebenswandel gepflegt haben, so dass man ihn auch einen modernen Diogenes nannte.[7] Seine von ihm selbst verfasste und 1806 erschienene Biografie betrifft nur Kindheit und frühe Jugend. Im Wohnungsanzeiger für Berlin von 1825 findet man den Eintrag: „Bendavid, L., Dr. phil., Schuldirector, Friedrichsgracht 35." Eine eigene Familie, die er zeitlebens nicht gegründet hat, das zeigt eine Passage seiner Biografie, hat ihm durchaus gefehlt.

Materielle Not, von der die meisten seiner Schüler betroffen waren, kannte Bendavid auch aus eigener Erfahrung: *Meine Mutter war nun tot, mein Vater lebte zu Nancy im großen Elend, der Freitisch, den mir einer meiner Anverwandten seit einiger Zeit edelmüthig gegeben, hatte, wegen der Ankunft eines näheren Verwandten, aufgehört, meine Gesundheit war durch Studien, Unglücksfälle, schlechte Nahrung, und unregelmäßige Lebensart aufs äußerste zerrüttet, ... da drängte sich meine ganze Lage, mit allem was sie Schreckliches hatte vor meinem Gemüte fürchterlich zusammen: der Kelch meiner Leiden war bis zum Überlaufen voll ...* Ein mathematischer Auftrag wie aus heiterem Himmel sowie durch Bekannte vermittelte Gelegenheiten, Unterricht zu erteilen, retteten ihn aus seiner „aussichtslosen Lage". So war er von früh an gewohnt, durch Unterrichten, durch Publizieren, durch intellektuelle Arbeit seinen Lebensunterhalt zu sichern.

Bendavid konnte durchaus bissigen Humor an den Tag legen. Als ihn 1788 eine anonyme Sendung mit Schriftfragmenten erreichte, mit der Bitte zu prüfen, ob sie „wirklich hebräischen Ursprungs" seien, schrieb er in der *Deutschen Monatsschrift*: *Endlich, gestehe ich es offenherzig, wusste ich nicht, weshalb ich mich diesem mühseligen, und sich auf keine Weise selbst belohnenden Geschäfte unterziehen sollte – dem nämlich, ungeheure hebräische Folianten voller Unsinns durchzulesen, um höchstens ein paar Parallelstellen für jemand herauszusichten, den ich nicht kannte, und der meine Bemühung vielleicht, als ein echter Kabbalist, mit einer Anweisung auf den jüngsten Tag, bezahlt haben möchte*. Den Kabbalisten bringt er hier nur Spott entgegen, und dass die Fragmente „doch so manches Goldkorn enthielten", was ihn zur Veröffentlichung motivierte, führte er darauf zurück, „dass das Ganze ein Machwerk eines Neuern sei".

Spöttelnde Bewunderung hatte auch Heinrich Heine für Bendavid übrig. Er hatte ihn im *Verein für Cultur und Wissenschaft* kennengelernt und berichtete später: *Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten Irrgedanken des Vereins teilnahm.*[8]

Anmerkungen

Zitate gelegentlich stillschweigend modernisiert und gekürzt; ohne eigenen Nachweis siehe[1, 2].

1 Lazarus Bendavid. In: Bildnisse und Selbstbiographieen jetzt lebender Berliner Gelehrten. Hg. von M. S. Löwe. Zweite Sammlung, 1806–1807.

2 Am 29. 06.1799 beauftragte der König Friedländer, Euchel und Bendavid, ein Gutachten zum jüdischen Schulwesen zu erstellen. Zwei Dokumente liegen vor: Der in Bendavids Handschrift verfasste, mit Anmerkungen von Friedländer versehene „Plan zur Beförderung der Moralität und des bürgerlichen Glücks der jüdischen Nation. Entwurf eines Gutachtens" vom November 1799 sowie „Über die zweckmässigste Einrichtung der jüdischen Schulen in Südpreußen. Ein Gutachten" vom 9. Februar 1800, unterzeichnet von Friedländer, Euchel und Bendavid. Im ersten Dokument ist der Vergleich zwischen jüdischen und christlichen Schulen ausgeprägter, im zweiten die Betonung der „gemeinsamen Geschichte aller Religionen". Die Empfehlungen sind gleich.

3 Über den Unterricht der Juden. In: Lazarus Bendavid, Aufsätze verschiedenen Inhalts. Berlin 1800. Neu ediert in: CCN, Nr. 136, 383–387.

4 L. Börne, Briefe des jungen Börne an Henriette Herz, 1861, S. 65.

5 I. M. Jost, Vor einem halben Jahrhundert, 1854.

6 An die edlen Wohlthäter der Anstalt ehrerbietigst erlassen, von Lazarus Bendavid, bisherigem Director der Schule, 1826.

7Allgemeine Deutsche Biographie.

8 H. Heine , Ludwig Marcus. Denkworte. Vermischte Schriften, Band I, 1854. Ursprünglich für die Augsburger *Allgemeine Zeitung* geschrieben und dort am 2./3. Mai 1844 erschienen.

Literatur

Andreas Brämer, Leistung und Gegenleistung. Zur Geschichte jüdischer Religions- und Elementarlehrer in Preußen 1823/24 bis 1872, 2006.

Shmuel Feiner, Haskala – Jüdische Aufklärung. Geschichte einer kulturellen Revolution. Hildesheim 2007 (Netiva 8, Studien des Steinheim-Instituts).

Dominique Bourel, Lazarus Bendavids Bildungsweg und seine Tätigkeit als Direktor der jüdischen Freischule. In: Jüdische Erziehung und aufklärerische Schulreform. 2002.

Ingrid Lohmann (Hg.), Chevrat Chinuch Nearim. Die jüdische Freischule in Berlin (1778–1825) im Umfeld preußischer Bildungspolitik und jüdischer Kultusreform. Eine Quellensammlung, 2 Teilbände, 2001.

Peter Dietrich u. Uta Lohmann, Daß die Kinder aller Confessionen sich kennen, ertragen und lieben lernen. Die jüdische Freischule in Berlin zwischen 1778 und 1825, in: Dialog zwischen den Kulturen, hg. von Ingrid Lohmann und Wolfram Weiße, 1994, S. 37–47.

Mordechai Eliav, Jüdische Erziehung in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung und der Emanzipation, für die deutsche Ausgabe vom Autor überarbeitet und ergänzt, 2001.

Abbildungen

Zum Teil aus dem Nachlass von Lazarus Bendavid im Archiv der Zunz-Stiftung (online) sowie Ingrid Lohmann (Hg.), Chevrat ...

Buchgestöber

Tanz expressiv

Die jüngst erschienene Publikation in der Reihe *Jüdische Miniaturen* widmet sich Valeska Gert, „Avantgardistin des modernen Tanzes“, Kabarettistin, Film- und Bühnenschauspielerin.

Als Tochter des Kaufmanns Theodor Samosch und Augusta Rosenthal wird Valeska Gertrude Samosch im Jahre 1892 in Berlin geboren. Ab dem siebten Lebensjahr tanzt sie klassisches Ballett und in Jugendjahren besucht sie die Schauspielschule von Maria Moissi.

Unter Leitung der Tänzerin und Schauspielerin Rita Sacchetto feiert Valeska Gert im Jahre 1916 ihr Debüt in dem Stück *Tanz in orange.* Kurz danach erfolgt ein Engagement an den Münchener Kammerspielen, wo sie mit Otto Falckenberg arbeitet und in der Rolle des *Kätchen* in Shakespeares *Wie es euch gefällt* großen Erfolg als Bühnenschauspielerin feiert. In den 1920er Jahren arbeitet sie auch beim Film, wird nicht zuletzt dadurch zur international bekannten Künstlerin. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten erleidet sie das Schicksal tausender jüdischer Künstler; zunächst erhält sie Auftritts-, später Berufsverbot in Deutschland. Gastspiele in Budapest, Krakau, Paris und London folgen. Ihrem zweiten Ehemann, dem Schriftsteller und Schauspieler Robin Anderson begegnet sie in London, sie emigriert nach England. 1938 wandert sie schließlich in die Vereinigten Staaten aus, zunächst nach Hollywood, später nach New York, wo sie 1941 die *Beggar Bar* eröffnet, ein Kabarett, in dem sich amerikanische Intellektuelle und die Exilanten begegneten.

Elke-Vera Kotowski: Valeska Gert. Ein Leben in Tanz, Film und Kabarett. Berlin: Hentrich & Hentrich 2012. 64 Seiten. 6,90 Euro ISBN: 978-3-942271-53-0

Nach dem Krieg kehrt Valeska Gert zurück nach Europa. 1947 lässt sie sich in Zürich nieder und eröffnet das Kabarett und Restaurant *Café Valeska und ihr Küchenpersonal*. Ab 1949 lebt sie wieder in Berlin. Nachdem das erste Kabarett in Berlin nach nur wenigen Monaten geschlossen wird, eröffnet sie 1950 die *Hexenküche*. Das Programm besteht aus Satire und Liedern, von Gert selbst und anderen Künstlern wie dem jungen Klaus Kinski vorgetragen. Kampen auf Sylt wird zu ihrem zweiten Wohnsitz, sie richtet dort 1951 ein zweites Kabarett, den *Ziegenstall* ein. Von 1951 bist 1956 pendelt Valeska Gert zwischen Berlin und Kampen. Gastspiele führen sie in den folgenden Jahren auch nach München und Hamburg, sie wirkt wieder in Filmen mit. 1970 erhält sie den Deutschen Fernsehpreis. Valeska Gert stirbt im März 1978 in ihrem Haus in Kampen.

Mit ihrer expressiven Wandlungskunst hat sie ihre Zeitgenossen tief beeindruckt und ist bis heute unvergessen: *Sie tanzte Zustände und Sachen, sie tanzte Flöhe und Sechstagerennen, Keuchhusten und Straßenbahnen, …* Und Kurt Tucholsky schrieb als „Peter Panter“: *Nein, sie tanzte nicht nur. Sie schüttete ein Füllhorn voll Menschen vors Parkett: Japaner und Seiltänzer und Jongleure und Zirkusreiterinnen und Ringkämpfer und Kuppelmütter und Spanierinnen und wer weiß wen noch alles.* *kk*

Bankier im 19. Jahrhundert

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten gehörte Georg Solmssen (1869–1957) als Vorstandsmitglied der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft zu den einflussreichsten deutschen Bankiers und stand 1930–1933 an der Spitze ihrer Interessenvertretung, des Centralverbandes des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes. Der Jurist entstammte der bedeutenden deutsch-jüdischen Bankiersfamilie Salomonsohn. Im Jahr seines Eintritts in die Disconto-Gesellschaft konvertierte er zum Protestantismus und änderte seinen Familienname zu Solmssen. 1934 musste er wegen seiner jüdischen Abstammung sein Amt als Vorstandssprecher abgeben, 1938 in die Schweiz emigrieren. Die Edition enthält rund 400 Briefe und Notizen, meist aus den 1920er und 1930er Jahren, als Solmssen eine Spitzenposition in der deutschen Wirtschaft einnahm. Sie erlauben unmittelbare Einblicke in entscheidende Jahrzehnte deutscher Wirtschafts- und Finanzgeschichte. Sie führen zugleich auch ein

Georg Solmssen – ein deutscher Bankier. Briefe aus einem halben Jahrhundert 1900–1956. Hg. von Harold James u. Martin Müller. München: Beck 2012. 646 Seiten. 68 Euro. ISBN 978-3-406-62795-8

Impressum

Herausgeber
Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Rabbinerhaus Essen

ISSN
1436–1213

Redaktion
Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A., Annette Sommer

Redaktions-Assistenz
Karina Küser

Layout
Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion
Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon
+49(0)201-82162900

Fax
+49(0)201-82162916

E-Mail
kalonymos@steinheim-institut.org

Internet
www.steinheim-institut.de

Druck
Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto
Kt.-Nr. 238 000 343
Stadtsparkasse Duisburg
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:

Bundesministerium des Innern

aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

Schicksal vor Augen, das als exemplarisch für weite Teile des deutsch-jüdischen Bürgertums gelten kann. Klarer als andere erkannte Solmssen die Konsequenzen der ‚Machtergreifung' Hitlers: In einem Brief vom 9. April 1933 schrieb er den – im Rückblick – geradezu prophetischen Satz: *Ich fürchte, wir stehen erst am Anfange einer Entwicklung, welche zielbewußt, nach wohlangelegtem Plane auf wirtschaftliche und moralische Vernichtung aller in Deutschland lebenden Angehörigen der jüdischen Rasse, und zwar völlig unterschiedslos, gerichtet ist.*

Joachim Rott

Pädagogik in Zeiten der Bedrängnis

Als Mitte der dreißiger Jahre in Nazi-Deutschland jüdische Schülerinnen und Schüler mehr und mehr aus staatlichen Schulen ausgeschlossen und dem kulturellen Leben entfremdet wurden, rief die Reichsvertretung der Juden ein Erziehungsprojekt ins Leben, das einer positiven jüdischen Identitätsbildung dienen sollte. Unterschiedlichste Gruppierungen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft fanden angesichts der Notlage einer isolierten Jugend in dieser Zielsetzung zusammen. Bei der Bewältigung der neuen pädagogischen Aufgabe waren die langjährigen Erfahrungen der zionistischen Jugendbewegung und des Berliner Jüdischen Schulvereins sowie das von Franz Rosenzweig und Martin Buber initiierte Konzept der Erwachsenenbildung von großem Nutzen.

Elieser Ehrmann: Von Trauer zur Freude. Leitfäden und Texte zu den jüdischen Festen. Neu hg. von Peter von der Osten-Sacken und Chaim Z. Rozwaski. Berlin : IKJ 2012. 624 S. 29,80 Euro ISBN 978-3-923095-80-3

Entscheidend geprägt wurde das Reformprojekt durch den 1903 in Tarnow (Polen) geborenen Elieser L. Ehrmann, der als promovierter Pädagoge 1933 aus dem Berliner Schuldienst entlassen und nach einer kurzen Zeit der Lehrtätigkeit an der Theodor-Herzel-Schule in die Reichsvertretung der Juden berufen wurde. Dort entwickelte er in den Jahren 1936–1938 Arbeitspläne für Lehrerinnen und Lehrer zu den jüdischen Festen mit dazugehörigen, umfassenden Quellenheften, in denen er traditionelle Texte der Überlieferung aus Halacha, Talmud und Midrasch mit solchen aus der modernen jüdischen Literatur zusammenstellte. Das neue Erziehungsmodell offenbart Ehrmanns tiefe Liebe zum Judentum und seine Leidenschaft, dessen Werte anregend zu vermitteln. Sein Engagement erstaunt umso mehr, als seine Arbeiten in einer Zeit ständiger Diskriminierung, Entrechtung und Bedrohung an Leib und Leben entstanden sind. Den intensiven Bemühungen Ehrmanns machte der Novemberpogrom von 1938 mit den nachfolgenden Eingriffen in das jüdische Schulwerk bis zu dessen endgültiger Auflösung 1942 ein Ende. Ehrmann wanderte in die USA aus und setzte dort sein pädagogisches Werk fort.

In der Neuausgabe sind nun die von Ehrmann entworfenen, damals einzeln erschienenen Arbeitspläne und Quellenhefte von den beiden Herausgebern in einem Band zusammengefasst worden. Während Peter von der Osten-Sacken in die Texte einführt, untersucht Chaim Z. Rozwaski in einem Ausblick insbesondere Einfluss und Bedeutung des Pädagogen in den USA.

Es zeichnet die Arbeiten Ehrmanns aus, dass sie mit nur geringen Einschränkungen noch heute im Unterricht verwendbar sind. Obwohl in ihnen eine eher kulturkundliche und fächerübergreifende Ausrichtung sichtbar wird und die religiöse Seite der Feste in den Hintergrund tritt, verstand Ehrmann sein Werk nie als Alternative zu einer religiösen Auslegung und Akzentsetzung. Diesen Aspekt sah er jedoch ganz im Religionsunterricht aufgehoben. Von daher bietet der nun vorgelegte Band eine schöne Ergänzung zu der 2009 in gleicher Reihe erschienenen und von denselben Autoren herausgegebenen Veröffentlichung über *Die Welt des jüdischen Gottesdienstes. Feste, Feiern und Gebete*, die damals ebenfalls in *Kalonymos* vorgestellt und besprochen wurde.

Annette Sommer

Stille Helden

„Rettungswiderstand" lautet der Titel einer umfassenden Dokumentation alltäglicher und spektakulärer, gelungener und gescheiterter Rettungsversuche in über dreißig Ländern Europas während der Zeit des Nationalsozialismus. Ihr Verfasser, der 1924 in Polen geborene Historiker Arno Lustiger, überlebte die Konzentrationslager Buchenwald und Auschwitz. ‚Helden' nennt Lustiger diejenigen, die bereit waren, unter Einsatz ihres Lebens und des Lebens ihrer Angehörigen, anderen Menschen, die

Arno Lustiger: Rettungswiderstand. Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit. 2. Aufl. Göttingen: Wallstein 2011. 462 Seiten. 29,90 Euro
ISBN 978-3-8353-0990-6

ihnen vielleicht weniger nahestanden, zu helfen. Denn nach seiner Überzeugung stellen jene „das kostbarste moralische Kapital der Gesellschaft dar, weil sie die Ehre ihrer Mitbürger während der Nazidiktatur bewahrt haben.“ Dass der Autor einerseits aus der persönlichen Nähe eines Holocaustüberlebenden schreibt, der sein eigenes Leben mehrerer solcher Rettungsgeschichten verdankt, andererseits aber die vorliegende Dokumentation mit der geforderten „Distanz des Historikers“ so sorgfältig zusammengestellt hat, ist eine Besonderheit dieser bemerkenswerten Neuerscheinung, deren Lektüre zu einer eindringlichen Leseerfahrung wird. – Arno Lustiger starb am 15. Mai 2012 im Alter von 88 Jahren in Frankfurt am Main.

Annette Sommer

Eingegangene Bücher
(spätere Besprechung nicht ausgeschlossen)

Otto Quirin. Hamburger Jüdische Portraits. Hg. von Ina S. Lorenz u. Michael Studemund-Halévy; mit einer Einführung von Maike Bruhns. 144 Seiten, 109 Abb. Hamburg: ConferencePoint 2012. ISBN 978-3-936406-38-2. 25,00 Euro.

Judentum und Aufklärung in Franken. Hg. vom Bezirk Mittelfranken durch Andra M. Kluxen, Julia Krieger und Daniel Goltz. Würzburg: Ergon (Franconia Judaica 5) 2011. 240 Seiten, 54 Abb. ISBN 978-3-89913-826-9. 19,00 Euro.

Richard Mehler: Die Matrikelbestimmungen des bayerischen Judenediktes von 1813. Historischer Kontext – Inhalt – Praxis. Würzburg: Ergon (Franconia Judaica 6) 2011. 204 Seiten. ISBN 978-3-89913-874-0. 25 Euro.

Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Politik, Kultur und Gesellschaft. Hg. von Michael Brenner; mit Beitr. v. M. Brenner, Dan Diner, Norbert Frei, Lena Gorelik, Constantin Goschler, Atina Grossmann, Anthony Kauders, Tamar Lewinsky und Yfaat Weiss. München: Beck 2012. 542 Seiten, 62 Abb., 2 Karten. ISBN 978-3-406-63737-7. 34,00 Euro.

Michael Berger: Jüdische Soldaten – jüdischer Widerstand. Eine Bibliographie (1781–2011). Eingeleitet und ergänzt durch exemplarisch ausgewählte Beiträge. Berlin: trafo Verlagsgruppe 2011. 179 Seiten. ISBN 978-3-89626-967-6. 34,80 Euro.

Klaus Kühnel: Elias auf dem Scheiterhaufen. Zwölf historische Miniaturen zur jüdisch-christlichen Geschichte bis etwa 1750. Berlin: trafo Verlagsgruppe 2012. 275 Seiten. ISBN 978-3-89626-849-5. 14,80 Euro.

David P. Boder: Die Toten habe ich nicht befragt. Hg. von Julia Faisst, Alan Rosen und Werner Sollors. 2. Aufl. Heidelberg: Winter 2012. 368 Seiten. ISBN 978-3-8253-6067-2. 25,00 Euro.

Johannes P. Bruno: Schicksale Speyerer Juden II 1800–1980. Hg. vom Verkehrsverein Speyer. Speyer: Verlagshaus Speyer 2011. 200 Seiten. ISBN 978-3-939512-31-8. 15,00 Euro.

Jakub Poznanski: Tagebuch aus dem Ghetto Litzmannstadt. Berlin: Metropol 2011. 354 Seiten. ISBN 978-3-86331-015-8. 24,00 Euro.

Der eine Gott und die Geschichte der Völker. Studien zur Inklusion und Exklusion im biblischen Monotheismus. Hg. von Ulrich Mell. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlagsgesellschaft (Biblisch Theologische Studien 123) 2011. 155 Seiten. ISBN 978-3-7887-2486-3. 22,90 Euro.

Besitz, Geschäft und Frauenrechte. Jüdische und christliche Frauen in Dalmatien und Prag 1300 – 1600. Hg. von Martha Keil. Kiel: Solivagus 2011. 188 Seiten. ISBN 978-3-943025-00-2. 38,00 Euro.

Waldtraut Lewin: Leo Baeck. Geschichte eines deutschen Juden. Eine Romanbiographie. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2012. 318 Seiten. ISBN 978-3-579-06563-2. 19,90 Euro.

Cathy S. Gelbin: The Golem Returns. From German Romantic Literature to Global Jewish Culture, 1808–2008. Ann Arbor: The University of Michigan Press 2010. 224 S. ISBN 978-0-472-11759-8. 65,00 USD.

Peter Herde, Benjamin Kedar: A Bavarian Historian Reinvents Himself. Karl Bosl and the Third Reich. Cedarhurst: Gefen Books 2011. 164 Seiten. ISBN 978-9654935647. 22,80 USD. (englisch und deutsch). Ian Kershaw: „demolition of the story, which Karl Bosl ... (1945 Lehrer in Ansbach, prominenter bayerischer Historiker) ... created for himself to establish his anti-Nazi credentials“.

Reb Mosche Merzig und die jüdische Geschichte der Stadt. Hg. von Alfred Diwersy und Hans Herkes. Merzig: Gollenstein. 208 Seiten, Abb. ISBN 978-3-86390-000-7. 19,90 Euro.

Von der Ausgrabung zum Museum – Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium. Ergebnisse und Materialien 2006 – 2012. Hg. von Sven Schütte und Marianne Gechter. Köln: Archäologische Zone/ Jüdisches Museum. 331 Seiten, Abb. ISBN 978-3-9812541-1-2. 19,80 Euro.

Mitteilungen

Neues Projekt: Die einzigartige Foto-Sammlung Goldstein Der Düsseldorfer Arzt Georg Goldstein (1898 in Proskurow/Ukraine – 1980 Düsseldorf) war Idealist, Zionist und passionierter Fotograf. Als er 1936 gezwungen wurde, seine Düsseldorfer Praxis für Innere Medizin zu schließen, wanderte er nach Palästina aus. Auf ca. 10.000 Fotos dokumentierte er das Leben in Palästina während der britischen Mandatsherrschaft bzw. im neuen Staat Israel für die Palästina-Filmstelle *Zionistische Vereinigung für Deutschland*, die *Jüdische Rundschau* und aber auch aus eigenem Interesse. 1953 kehrte er mit seiner Frau Ilse nach Düsseldorf zurück, hauptsächlich aus Enttäuschung über die vertane Chance eines friedlichen Miteinanders von Juden und Arabern.

Zur Sammlung Goldstein gehören auch Privatfotos der Goldsteins aus der Ukraine und aus Deutschland, rare Zeitungsausschnitte und Zeugnisse zur Verfolgung der Juden unter dem NS-Regime. Das macht die Sammlung Georg Goldstein zu einem besonders aussagekräftigen kulturhistorischen Zeugnis jüdischer Geschichte.

Das Land Nordrhein-Westfalen hat dem Steinheim-Institut nun ein Projekt bewilligt, um den gefährdeten Bestand durch Restaurierung, Konservierung und Digitalisierung dauerhaft zu erhalten. Mitarbeiterin Dr. Barbara Kaufhold, Historikerin und Kunstistorikerin, wird sich um die Erschließung und Bewahrung kümmern. Langfristig ist die Online-Stellung eines Teils des Archivs geplant. *red*

Breites Spektrum Aktiv beteiligt haben sich die MitarbeiterInnen des Steinheim-Instituts am umfangreichen und vielfältigen Programm der aufs neue beeindruckenden Jahrestagung 2012 der *AG Jüdische Sammlungen*. Das traditionsreiche Treffen fand diesmal an zwei Orten statt: *Alte Synagoge Wuppertal* und *Alte Synagoge Essen*. Zur Epigrafik referierten wir mit Nathanja Hüttenmeister *(Datenbank epidat und neue Projekte)* und Annette Sommer *(Der jüdische Friedhof von Worms)*. Im Zusammenhang mit unserem BMBF-geförderten Digital–Humanities–Projekt DARIAH brachten wir Präsentationen zu den Themen *Basisdienste* (Thomas Kollatz), *Forschungsfragen und Tools: GeoBrowser und Digivoy* (Beata Mache) sowie *Perspektiven der Daten-Interoperabilität in den Jüdischen Studien* (Harald Lordick). *red*

Die AG Jüdische Sammlungen vor dem Essener Rathaus

Worms – „clearly legible" – online! Der *Economist* vom 28. Juli staunt: „In the centre of Worms, unaccountably intact, lies a large Jewish cemetery. The Hebrew gravestones, clearly legible, go back to the 11th century."

Was das „intact" und das „clearly legible" angeht, können wir dem *Economist* zwar nicht ganz folgen, doch ist nicht zu übersehen, dass der „Heilige Sand" dank der umsichtigen Reinigung zahlreicher Steine durch Wormser freiwillige Helferinnen und Unterstützer unserer Arbeit an Lesbarkeit sichtlich gewonnen hat. Nun aber lässt sich der Friedhof nicht nur im Zentrum von Worms besichtigen und für manchen auch lesen, sondern ebenso weltweit im Internet virtuell aufsuchen (www.steinheim-institut.de).

Seit dem 1. Oktober 2012 finden Sie die Grabsteine und Inschriften des 11. und der folgenden Jahrhunderte (bis ca. 1519; einige auch darüber hinaus) des ältesten jüdischen Friedhofs Europas in *epidat*, der Friedhofs-Datenbank des Instituts. Derzeit sind fast 900 Denksteine und Inschriften online lesbar und sichtbar – Bild, Text, Übersetzung, Kommentar, Beschreibung.

Das Korpus wird laufend ergänzt und verbessert. Anregungen und kompetente Kritik sind uns erwünscht: som@steinheim-institut.org. Das Projekt wurde von Michael Brocke initiiert und wird in Zusammenarbeit mit der wiss. Mitarbeiterin Annette Sommer und als Fotograf Dr. Bert Sommer durchgeführt, gefördert von Stadt und Altertumsverein Worms, der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz (deren Mitarbeiterinnen den Zustand beschreiben), unterstützt ferner vom Institut für Wissenschaftliches Rechnen der Univ. Heidelberg sowie von einigen industriellen Sponsoren in Rheinland-Pfalz und nicht zuletzt von privaten Spendern aus ganz Deutschland. Wir danken der jüdischen Gemeinde Mainz-Worms und allen Förderern, besonders unter unseren Leserinnen und Lesern, sehr herzlich für die Unterstützung des anspruchsvollen Vorhabens. Wir werden es mit Ihrer großzügigen Hilfe erfolgreich weiterführen und vollenden können. *red*

Themenheft „Jüdisches Geldgeschäft“ Als einen „Diskussionbeitrag zur Weiterführung der Fragestellung“ versteht sich das soeben erschienene Themenheft *Jüdisches Geldgeschäft im Mittelalter* der vom Steinheim-Institut mitverantworteten Zeitschrift Aschkenas. Das Heft versammelt vierzehn Tagungsbeiträge, die – aus der Perspektive ganz unterschiedlicher Disziplinen – Aspekte wie das biblische und rabbinische Zinsverbot, Zinsnahme im Spiegel jüdischer Quellen, die Rolle der Juden für das Finanzsystem oder das Stereotyp des ‚Wucherjuden‘ beleuchten. Ein Register der Namen und Orte erschließt den Inhalt.

Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden. Hrsg. v. Hans Otto Horch, Robert Jütte und Markus J. Wenninger in Verbindung mit dem Steinheim-Institut. 2010, Bd. 20, Heft 2. ISSN 1865-9438. 548 Seiten. Online 49 Euro, Print 125 Euro.

Bürgerrechtler Der aus jüdisch religiösem Elternhaus stammende Jurist und Publizist Gabriel Riesser (1806–1863) wurde in eine Zeit hineingeboren, in der die Diskriminierungen gegen Juden einen erneuten Höhepunkt erreichten. Negative persönliche Erfahrungen Riessers, wie beispielsweise die Verweigerung der Habilitation oder die der Anstellung als Richter in seiner Heimatstadt Hamburg, aber auch Herabsetzung und Ausgrenzung seiner jüdischen Mitmenschen, drängten diesen scharfsinnigen Denker und begabten Rhetoriker mehr und mehr in die Rolle eines „Bürgerrechtlers“, dem der Kampf für die Gleichberechtigung der Juden zur Lebensaufgabe wurde. Aufgrund seines Engagements erreichte Riesser, dass er 1848 in die Frankfurter Paulskirchenversammlung gewählt und 1860 als erster jüdischer Richter in Deutschland eingestellt wurde.

Gabriel Riesser: Ausgewählte Werke. Hg. von Uri R. Kaufmann und Jobst Paul. Wien, Köln, Weimar: Böhlau (Deutsch-jüdische Autoren des 19. Jahrhunderts. Schriften zu Staat, Nation, Gesellschaft. Werkausgaben 3,1) 2012. 280 Seiten. 39,90 Euro ISBN 978-3-412-20864-6

„Der macht ein großes Loch, da können nun bald mehr hindurch“! Karikatur auf Gabriel Riesser, der als erster Jude in Deutschland 1860 das Richteramt sich erkämpft hatte.

Im vorliegenden Band sind nun zwei bedeutende, politisch-ethische Abhandlungen Riessers veröffentlicht worden. Die erste, seine früheste Schrift aus dem Jahr 1830, *Über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland*, kommentiert von Jobst Paul, ist eine kämpferische Anklage gegen den staatlichen Druck zur christlichen Taufe von Juden. Auslöser war der Konflikt des Autors mit dem die Massentaufe von Juden befürwortenden protestantischen Theologen Eberhard G. Paulus.

Ein zweiter Teil des Bandes enthält Riessers *Jüdische Briefe* aus den Jahren 1840/41, mit einer Einleitung von Uri R. Kaufmann. Darin wehrt sich der Autor gegen eine „Kultur der Herabsetzung und Ausgrenzung“ durch namhafte christliche Zeitgenossen, deren judenfeindliche Angriffe in den damaligen Literaturblättern veröffentlicht wurden.

Eine wertvolle Fortsetzung der Schriftenreihe zu Staat, Nation und Gesellschaft! *red*

Jüdische Geschichtsforschung vor Ort stärker vernetzen
Die Alte Synagoge Essen/Haus jüdischer Kultur und das Steinheim-Institut bereiten ein Treffen privater Forscher und „Einzelkämpfer“ der Lokal- und Regionalgeschichte der Juden in Nordrhein-Westfalen vor. Interessierte aus diesem Kreis sind herzlich eingeladen, Sonntag, 18. November, um 13.00 Uhr das Ensemble von Alter Synagoge und Rabbinerhaus zu besuchen, und mit uns die Möglichkeit des Austauschs über die vielfältigen Projekte vor Ort wahrzunehmen und Formen der Zusammenarbeit auszuloten. Zu welch fruchtbaren Ergebnissen eine solche Initiative führen kann, zeigt *Alemannia Judaica* seit mehr als zwanzig Jahren. Im Rahmen des Treffens werden sich beide Institute mit Führungen vorstellen, die Dauerausstellung der Synagoge und das Innenleben eines Forschungsinstituts mit Bibliothek, Archiv und digitaler Infrastruktur präsentieren. Insbesondere aber freuen wir uns auf die Berichte der TeilnehmerInnen aus ihren lokalen und regionalen Forschungen. Formlose Anmeldung erwünscht, Programm und Details auf www.steinheim-institut.de. *hl*

Eine Rückkehr

An diesem Morgen des 27. September 2012 hatte es in Strömen geregnet. Kurz vor elf endlich rissen die Wolken auf. Die Sonne kam heraus. Es war, als wolle der Himmel seine Zustimmung geben zu einem Ereignis, dessentwegen ich mich in letzter Minute aufs Fahrrad geschwungen hatte und durch den Hofgarten dem Düsseldorfer Opernhaus entgegenstrebte.

Eine Menschentraube von gut 130 Personen hatte sich anlässlich der Wiederaufstellung des Denkmals für Felix Mendelssohn Bartholdy neben dem Musentempel versammelt. Warum „Wieder"-Aufstellung? Was war geschehen?

Seit 1901 hatte die 2,80 m hohe Figur aus einer Nische des damaligen Stadttheaters die ein- und ausströmenden Opernbesucher gegrüßt und an die Erfolge des Komponisten als Musikdirektor Düsseldorfs von 1833 bis 1835 erinnert – bis die nationalsozialistischen Lokalpolitiker im Zuge ihres antisemitischen Kulturabbaus das Denkmal 1936 demontierten und zunächst im Ehrenhof einlagerten. Vier Jahre später degradierten sie es zur „Metallspende des deutschen Volkes", ließen es vor Schaulustigen zertrümmern, zum Hafen transportieren und dort verladen, woraufhin die zerstückelten Einzelteile ihrer „Bestimmung", zu Kriegsmunition eingeschmolzen zu werden, entgegenschifften.

In den Jahren nach 1945 – die Musik Mendelssohns war in die deutschen Konzertsäle zurückgekehrt – gab es einige eher unauffällige Versuche, das visuelle Andenken an den beliebten Düsseldorfer Musikdirektor, der mit seinen grandiosen Orchester- und Chorkonzerten sein Publikum begeistert hatte, wiederherzustellen. 2009 schließlich reifte in der Düsseldorfer Bürgerschaft die Idee zur Rekonstruktion des Denkmals von 1901 heran – inspiriert durch die Ausstellung zum Mendelssohn-Jahr, dem 200. Geburtstag, im Heinrich-Heine-Institut *Übrigens gefall ich mir prächtig hier.* Es gründete sich ein Förderverein mit Repräsentanten aus Kultur, Wirtschaft und Politik, zu denen sich auch der Oberbürgermeister gleichsam als Schirmherr gesellte. Unterstützt wurde der Verein von vielen Bürgerinnen und Bürgern. Spenden flossen, auch Sachspenden, wie zum Beispiel die zur Herstellung der Figur benötigte Bronze und die Arbeitsleistung der Gießerei. Auf Fotos in der *Festschrift anlässlich der Wiederaufstellung des Denkmals*, die ich jetzt am Einweihungsmorgen durchblätterte, sieht man den Kunstgießer bei der Arbeit mit dem Ziselierhammer. Auch „der heimliche Held des Ganzen" (wie er unter vorgehaltener Hand bezeichnet wurde), jener Student der Düsseldorfer Kunstakademie, der anhand historischer Photographien und einem Gipsüberrest im Stadtmuseum das Modell für den Guss fertigte, ist dort abgebildet.

Zwei Tage vor der Einweihungsfeier war ich an dem bereits angelieferten Denkmal vorbeigefahren. Zu diesem Zeitpunkt war es noch in undurchsichtige Plastikplanen verpackt und eng verschnürt, und erinnerte somit eher an einen zu transportierenden Leichnam. Jetzt, am Eröffnungsmorgen, umhüllte die Figur ein seidiger schwarzer Umhang, über dem Kopf zu einer Krause zusammengezogen. Ich musste an den Komtur aus *Don Giovanni* denken, an den Steinernen Gast, den Mahner.

Der Oberbürgermeister hielt eine kurze Rede über die Unmöglichkeit von Wiedergutmachung und die Wichtigkeit von Erinnerungskultur. Ein Blechbläserensemble spielte einen Mendelssohnchoral. Ein rascher Zug an der Strippe löste die Umhüllung, und der Stoff glitt an der Bronze herab. Applaus. Was wir, die Versammelten, zu sehen bekamen, entspricht vielleicht nur wenig irgendeinem Schönheitsideal von heute: Mendelssohn, als Dirigent im Frack, in schon mit grüner Patina versehenem Guss verewigt, mit nachdenklichem Blick, in entspannter Standbein-Spielbeinhaltung, den Arm elegant auf das jugendstilverzierte Notenpult gestützt. Ob er sich noch immer „prächtig gefiele hier"?

Eine Bemerkung, die ich im Vorübergehen von einem der Initiatoren aufschnappte, gab und gibt mir zu denken: „Da haben wir nun drei Jahre auf diesen Moment der Enthüllung hingefiebert, und nun erscheint mir das Werk – wie soll ich sagen – so banal..." Und ich fragte mich: Spricht daraus Melancholie der Erfüllung, wie Ernst Bloch sie beschreibt, oder Tragik der Geschichte, die alle Versuche, gut mit ihr umzugehen, nie wirklich gelingen lässt?

Ich radelte nach Hause, – trotz aller Schatten der deutschen Geschichte, die über der sonnigen Veranstaltung gelegen hatten, froh, dass er wieder da ist: Felix Mendelssohn Bartholdy. Und ich freute mich schon auf den Abend, auf das Festkonzert in der ausverkauften Tonhalle, zu Ehren des großen Komponisten.

Anne Monika Sommer-Bloch